

Stauffenburg Colloquium

Band 57

Ingrid Neumann-Holzschuh
(Hrsg.)

Gender, Genre, Geschlecht

Sprach- und literaturwissenschaftliche
Beiträge zur Gender-Forschung

**STAUFFENBURG
VERLAG**

Zur Einleitung: Gender als Analysekategorie in den Philologien

Ingrid Neumann-Holzschuh (Regensburg)

I

Es ist der in den 60er Jahre in den USA entstandenen Neuen Frauenbewegung zu verdanken, daß die Ungleichheit der Geschlechter in den folgenden Jahrzehnten zum Thema politischer, philosophischer und philologischer Diskussion werden konnte.¹ In den 70er Jahren wurden im Rahmen der Frauenforschung (*Women's Studies*) zentrale Fragen der Geschlechterbeziehungen aus der Perspektive der Frauen wissenschaftlich untersucht und das traditionelle Wissenschaftsverständnis einzelner Disziplinen kritisch hinterfragt. Die neue Richtung stand zunächst ganz im Dienst der feministischen Kritik an der männlichen Dominanz (vgl. Osinski: 1998, 40ff.): Ausgehend von der Überzeugung, daß die westliche Zivilisation patriarchalisch geprägt und die Frauenrolle in diesem Sinne kulturell determiniert ist, war ihr Hauptziel die Bewußtseinsbildung von Frauen und die gesellschaftspolitische Veränderung der Statusungleichheit zwischen Männern und Frauen. Dabei ging die Frauenforschung zunächst von einer biologisch determinierten Unterscheidung zwischen Frauen und Männern aus, die als Ursache der Diskriminierung und Unterdrückung der Frau angesehen wurde. In diesem Rahmen wurden männliche und weibliche Lebensentwürfe überwiegend aus weiblicher Perspektive beschrieben und beurteilt, d.h. die eingebrachte weibliche Lebenserfahrung war die Grundlage der wissenschaftlichen Untersuchungen (vgl. Hof: 1995, 6). Am Ende der 70er Jahre geriet die amerikanische Frauenforschung allerdings zunehmend in eine „Legitimationskrise“ (Osinski: 1998, 49). In ihrem Bestreben, die Gleichheit von Männern und Frauen hervorzuheben, ohne das Postulat einer spezifisch weiblichen Kultur aufzugeben, also auf der Differenz zu beharren, waren die *Women's Studies* an ihre Grenzen gestoßen (vgl. Hof: 1995, 11). Nicht zuletzt unter dem Einfluß des französischen Poststrukturalismus und die den Differenzgedanken vertretenden *écriture féminine* (vgl. Osinski: 1998, 55ff.)

¹ Die folgenden Ausführungen basieren im wesentlichen auf dem einführenden Beitrag von R. Hof zu dem von H. Bußmann und R. Hof herausgegebenen und für die Thematik grundlegenden Sammelband *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, Stuttgart 1995 sowie auf der sehr informativen und gut dokumentierten *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft* von J. Osinski, Berlin 1998. Einen guten Überblick über die Rolle der Gender-Forschung in siebzehn wissenschaftlichen Disziplinen gibt der jüngst erschienene, von Chr. von Braun und I. Stephan herausgegebene Band *Gender-Studien. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar 2000.

erfolgte in den 90er Jahren eine Neubestimmung: „die Akzentverlagerung von *women* auf *gender*“ (Osinski: 1998, 105), also von der Frauen- zur Geschlechter- bzw. Genusforschung (Gender Studies), von Barbara Vinken als „Paradigmenwechsel“ apostrophiert.

Die Geisteswissenschaften befinden sich in einem Paradigmenwechsel: nicht mehr die Identität des Mannes als Menschen, sondern die um das Geschlecht dezentrierte Ambiguität und Gespaltenheit des menschlichen Subjektes sind ihr Thema geworden. (Vinken: 1995, 66)

Bezug sich der Begriff *gender* im Englischen ursprünglich nur auf eine grammatische Kategorie, nämlich das grammatische Genus, bezeichnet *gender* heute im Unterschied zum biologischen Geschlecht (*sex*) das sozial und kulturell erworbene und geprägte Geschlecht, also bestimmte gesellschaftlich bedingte, historisch variable Rollenmuster und Verhaltensformen, die das Verhältnis der Geschlechter zueinander in weit höherem Maße beeinflussen, als die biologisch bestimmten Differenzen. Dieser erweiterte *gender*-Begriff, für den es im Deutschen keine Entsprechung gibt, ermöglichte es, die Geschlechterverhältnisse aus einer neuen Perspektive zu betrachten:

Es ging nicht mehr um die konkret politische oder ideologiekritisch-aufklärende Emanzipation von Frauen aus faktisch gegebenen diskriminierenden Verhältnissen, sondern um die historische und systematische Aufdeckung kultureller Konstruktionen der Geschlechter. (Osinski: 1998, 107)

Geschlechterforschung/Gender Studien fragen nach der Bedeutung des Geschlechts für Kultur, Gesellschaft und Wissenschaften. Sie setzen keinen festen Begriff von Geschlecht voraus, sondern untersuchen, wie sich ein solcher Begriff in den verschiedenen Zusammenhängen jeweils herstellt bzw. wie er hergestellt wird, welche Bedeutung ihm beigemessen wird und welche Auswirkungen er auf die Verteilung der politischen Macht, die sozialen Strukturen und die Produktion von Wissen, Kultur und Kunst hat. (von Braun/Stephan: 2000, 9)

Indem die Geschlechterbeziehungen als „Repräsentationen von kulturellen Regelsystemen“ (Hof: 1995, 16) verstanden wurden und damit die Analyse weiblicher Lebensbedingungen in einen größeren kulturellen Kontext gestellt worden ist, hat eine deutliche Akzentverschiebung gegenüber den *Women's Studies* stattgefunden: *Gender Studies* sind immer zugleich Frauen- und Männerstudien.

Während es anfangs vor allem darauf ankam, Informationen über Frauen nachzuliefern sowie Differenzen zwischen Männern und Frauen aufzuzeigen, fragen die *Gender Studies* vor allem nach dem *Wert*, der diesen diversen Differenzierungen beigemessen wurde und wird. (Hof: 1995, 20)

Im Gegensatz zu der „Differenz-/Differenzen“-Vorstellung wird in den *Gender Studies* die Kategorie des Weiblichen vor dem Hintergrund der spezifischen historischen Erfahrung von weiblicher Subjektivität verstanden. In den

Vordergrund rückt hier der unübersetzbare Begriff von „gender“, d.i. von Geschlecht („sex“) als einer sozialen Kategorie. Weiblichkeit wird dementsprechend nicht als etwas Angeborenes oder durch Anatomie, Biologie, Sexualität, Psyche usw. Vorbestimmtes betrachtet, sondern als gesellschaftliches Konstrukt. (Kroll: 1995, 32-33)

Der Vorteil der *gender*-Kategorie liegt im Vergleich zu den von den älteren feministischen Forschung verwendeten Begriffen >Weiblichkeit< und >Männlichkeit< in ihrem Vermögen, beide Geschlechter einzuschließen, problematische Trennungen aufzuheben und Übergänge fließend zu halten. (von Braun/Stephan: 2000, 10)

Statt von Gegensätzen auszugehen, wird jetzt nach dem Grund für diese Gegensätze gefragt, nicht mehr das *biologische*, sondern das *soziale* Geschlecht wird als kultureller Strukturfaktor angesehen, das Weibliche erscheint nicht mehr als das Besondere, das Andere innerhalb der Gattung Mensch, vielmehr wird auch das Männliche partikular. Dies bedeutet, daß sich die Gender Studien letztlich auch methodisch von der Frauenforschung unterscheiden. *Gender* als grundlegende wissenschaftliche Analyse-kategorie – von der feministischen Forschung im übrigen sehr kritisch betrachtet, da sie eine Entpolitisierung feministischer Wissenschaft befürchtet² – ermöglicht es somit zum einen, die Geschlechterbeziehungen mit anderen kulturellen Kontexten und gesellschaftlichen Organisationsformen in Verbindung zu bringen, um die jeweiligen Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern zu erfassen, zum anderen erlaubt die *gender*-Perspektive aber auch eine neue wissenschaftstheoretische Reflexion über bestimmte gesellschaftspolitische sowie kultur- und geistesgeschichtliche Bedeutungszusammenhänge (vgl. Hof: 1995, 20; Osinski: 1998, 129f.).

Gender Studies unterscheiden sich von Frauenforschung und ihren humanistischen Vorgängern grundsätzlich darin, daß sie die Geschlechterdifferenz nach Männlichkeit und Weiblichkeit nicht als Gegebenheiten hinnehmen, die durch ihr biologisches Substrat im Körper bestimmt sind, sondern daß sie Geschlechterdifferenz als Ergebnis von Interpretationen einschließlich der dazugehörigen Interpretationsgeschichte begreifen: als kulturelle Überformungen des biologischen Substrats „Geschlecht“ in wechselnden politischen Konfigurationen von Differenz. (Vinken: 1995, 70-71)

Wenngleich die Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* keineswegs uneingeschränkt akzeptiert wurde – in ihrem Buch *Gender Trouble* von 1990 hebt Judith Butler diese Unterscheidung mit der Begründung auf, daß auch das

² Vgl. S. Trömel-Plötz (1996, 14): „Aus Frauenstudien wurden so «Gender Studies» – Geschlechterstudien zu deutsch, d.h., nicht mehr das Interesse an Frauen und unserer Benachteiligung steht im Vordergrund, sondern das Geschlecht als eine Variable unter anderen. Dahinter verbirgt sich das alte Interesse am männlichen Geschlecht. [...] Vertreten wird diese Benennung an den Universitäten durch Akademikerinnen, die vorgeben, ein feministisches Interesse zu haben, die aber in erster Linie in der patriarchalen Wissenschaft ihr Brot verdienen wollen, die Brotmenge, die ihnen die Patriarchen zugestehen“.

biologische Geschlecht nur durch soziokulturelle Vermittlung wahrgenommen wird, d.h. daß letztlich auch der Körper eine soziale Konstruktion ist –, und die theoretische Diskussion über den letztlich unscharf gewordenen Begriff *gender* von daher wohl als noch nicht abgeschlossen gelten muß, wird *gender* im Sinne von "kultureller Kodierung des Körpers" (von Braun/Stephan: 2000, 10) heute zunehmend als erkenntnisleitende Kategorie zur Analyse bestimmter kultureller und gesellschaftlicher Normen und Prozesse anerkannt.

Die Gender Studies sind so in den 90er Jahren zum Sammelbegriff für feministische und nicht-feministische Arbeiten in den Kulturwissenschaften geworden, die Geschlechterverhältnisse als kontextabhängige Konstrukte in den verschiedensten Bereichen thematisieren. Sie sind keine „Methode“ und haben kein „Modell“, sondern sie bezeichnen ein thematisches Interesse, das in verschiedenen Disziplinen mit unterschiedlichen Gegenstandsbestimmungen und Verfahren verfolgt wird. (Osinski: 1998, 122)

II

Die Vielfalt der *gender*-Problematik spiegelt sich auch in den Beiträgen des vorliegenden Buches. Das einigende Band der Beiträge ist die Frage nach dem Verhältnis der Geschlechter bzw. nach der Darstellung der Geschlechterbeziehungen in verschiedenen Kulturen zu unterschiedlichen historischen Zeitpunkten – eine Frage, die mit jeweils anderer Akzentsetzung gestellt und je nach Thema auch anders beantwortet wird. Von allen Autorinnen und Autoren wird die Dimension *gender* als strukturierendes, Rollen zuweisendes oder vorenthaltendes Moment, also als zentrale historisch-soziale Kategorie verstanden, die für die jeweilige fachwissenschaftliche Fragestellung sowohl in diachroner als auch in synchroner Hinsicht von grundsätzlicher Bedeutung ist.

Die Rolle der Kategorie *gender* innerhalb der **Literaturwissenschaft** umreißt Ina Schabert wie folgt:

Wie in anderen historiographischen Disziplinen, so hat die Nichtbeachtung der Wirksamkeit von *gender*-Kategorien auch in der Literaturgeschichtsschreibung dazu geführt, daß das Männliche – die poetologischen Normen, die Schreibpraktiken, die Männer- und Frauenbilder der Männer – zum Menschlichen verallgemeinert wurde, während die andersartige Präsenz von Frauen übersehen worden ist. Wenn das Kriterium der Geschlechterdifferenz aus der wissenschaftlichen Arbeit ausgeschlossen wird, so hat das nicht, wie gern angenommen wurde und noch wird, geschlechtsneutrale oder Geschlechtsunterscheidungen transzendierende Ergebnisse zur Folge. Vielmehr projiziert dann in der Regel der Betrachter die gängigen Geschlechterstereotypen unreflektiert auf seinen Untersuchungsgegenstand. (1995, 164)

Dabei ist die Zielsetzung einer von der *gender*-Perspektive ausgehend argumentierenden Literaturwissenschaft nicht zwangsläufig die gleiche wie die der feministischen Literaturwissenschaft. Während es der Frauenforschung etwa

darum ging, *andere* Texte zu lesen, d.h. Texte, die ein mit der androzentrischen Tradition nicht kompatibles Frauenbild repräsentieren und die deshalb marginalisiert, vergessen oder unterdrückt worden sind, geht es den Gender Studien darum, auch kanonisierte Texte *anders* zu lesen, indem die Konstrukte von Männlichkeit und Weiblichkeit gleichermaßen herausgearbeitet und ihre Relevanz für den speziellen Kulturraum aufgezeigt werden. Indem Geschlechterprofile in der Literatur als abhängig von der kulturellen Gesamtkonstellation interpretiert werden und das literarische Leben als ein Prozeß beschrieben wird, der von der Dynamik der Geschlechterbeziehungen mitbestimmt wird, lassen sich neue literaturhistorische Zusammenhänge jenseits der traditionellen literaturgeschichtlichen Einteilungen erschließen. Was Margarete Zimmermann für die romanistische Literaturwissenschaft konstatiert, gilt selbstverständlich auch für die Literaturwissenschaften anderer Philologien:

Die überfällige Integration der Kategorie Geschlecht in unsere Leseprozesse und, daraus folgend, die Einschreibung der Geschlechterdifferenz in die Literaturgeschichte, ermöglichen verblüffend neue Einsichten in alte Texte und regen zu einer Revision des romanistischen Kanons an. (Zimmermann: 1995, 60)³

Die literaturwissenschaftlichen Beiträge des vorliegenden Bandes belegen dies auf unterschiedliche Weise.

In seinem Beitrag „*Gender* und *Genre* bei Shakespeare“ korreliert Dieter A. Berger das elisabethanische *gender*-Konzept mit dem Rollenverhalten weiblicher und männlicher Figuren in den verschiedenen Gattungen der Shakespearschen Dramen und arbeitet einen wichtigen Wechselbezug zwischen den Gesetzmäßigkeiten der jeweiligen Gattung und der geschlechtsspezifischen Figurengestaltung heraus. Vor dem Hintergrund des für die elisabethanische Zeit typischen Konzepts der „teleologischen Männlichkeit“ werden die unterschiedlichen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit skizziert, und es wird gezeigt, daß männliche Protagonisten und weibliche Heroinnen bei Shakespeare über einen *genre*-spezifischen binnendramatischen Status verfügen: Während in der Tragödie das Männliche dominiert und Frauen entsprechend, wie in *Hamlet*, marginalisiert oder, wie in *Macbeth*, dämonisiert werden, übernehmen sie in den Komödien zentrale Rollen und werden als den Männern ebenbürtig präsentiert. Diese ambivalente Rolle der Frau im elisabethanischen Theater ist ein gutes Beispiel dafür, daß die Geschlechterdifferenz letztlich nicht von der Natur gegeben und festgelegt ist, sondern daß es sich um ein soziokulturelles Konstrukt handelt, das in die jeweiligen zeitbedingten Normen des Schreibens und der Rezeption involviert ist.

³ Vgl. auch den neuen von R. Kroll und M. Zimmermann herausgegebenen Sammelband *Gender Studies in den romanischen Literaturen: Revisionen, Subversionen*, 2 Bde., Frankfurt a.M. (DIPA) 1999.

Ist die antike Mythologie vor allem ein Ausdruck des Androzentrismus und literarischer Männerphantasien? Dieser Frage geht **Friedmann Harzer** in seinem Beitrag nach, in dem er die Ovidischen Bearbeitungen des Europa- und Medea-Mythos unter der *gender*-Perspektive analysiert. Harzer zeigt auf, daß die Geschlechterverhältnisse in der antiken Mythologie eine äußerst vielschichtige Darstellung erfahren: Zum einen kann sich die mythologische Tradition gegenüber dem Geschlechterbinarismus größere Freiheiten als andere Überlieferungen herausnehmen, wie es etwa die Häufigkeit androgyner Gestalten zeigt, zum anderen wird keineswegs zwangsläufig eine androzentrische Geschlechterkonstellation propagiert. Ovids differenzierte Darstellung der Geschlechterverhältnisse in den beiden Mythen macht dies deutlich: Männliche Selbstherrlichkeit und Willkür werden kritisch reflektiert, Frauen werden keineswegs lediglich als Objekte und Opfer geschildert. Der Vorwurf des Machismo in Bezug auf die antike Mythologie sollte, so Harzer, von daher zurückgewiesen werden.

Walter Koschmals Artikel ist ein Beitrag zur bislang wenig entwickelten slavistischen *gender*-Forschung. Im Mittelpunkt steht die Frage nach der ambivalenten Konzeption der Frau in der russischen Literatur. Dominierte in der offiziellen russischen Literatur lange die männliche Perspektive auf die Frau – erst im 16. Jh. werden Frauen in der russischen Literatur selbst literaturfähig –, bot die Volksliteratur von jeher ein ganz anderes Bild. Nicht nur, daß hier vielfach Frauen die Trägerinnen der Überlieferung sind, auch das Frauenbild ist ein anderes: Frauen sind „weise“, sie sind die Lebensspenderinnen, was nach Koschmal in direktem Zusammenhang mit der im westeuropäischen Raum weniger stark ausgeprägten religiös-emotionalen Bindung der alten Rus' an die Gottesmutter als Gottesgebärende steht. Anhand zweier Erzählungen aus der älteren russischen Literatur zeigt Koschmal, inwieweit den Frauengestalten aufgrund ihrer paradoxen Funktionsvielfalt zwischen Orthodoxie und Mythos die Rolle einer Mittlerin zwischen der älteren und der neueren russischen Literatur zukommt.

Der Beitrag von **Martin Neumann** ist einer vergessenen sizilianischen Autorin gewidmet, in deren Romanen die Rolle der Frauen im Süden Italiens zu Beginn des 19. Jhs. thematisiert wird. Mit Maria Messina wird eine Autorin vorgestellt, deren Werk nicht zum offiziellen Kanon der italienischen Literatur gehört, wohl auch deswegen, weil sie durch ihre Thematik an die Grenzen dessen stößt, was von schreibenden Frauen zu Beginn dieses Jahrhunderts erwartet wurde. In ihren Romanen wendet sich Maria Messina gegen die herrschenden weiblichen Rollenvorstellungen und Klischees sowie gegen die Rückständigkeit ihres Heimatlandes, in dem Frauen keine Möglichkeit haben, eine eigene Identität zu finden. So wie ihre Heldinnen gegen ihr Schicksal rebellieren, rebelliert auch Maria Messina; die Tatsache jedoch, daß ihre Heldinnen scheitern, deutet Neumann als einen Hinweis darauf, daß es auch der Autorin letztlich

nicht gelungen ist, sich von dem traditionellen Frauenbild zu lösen und ihren Protagonistinnen den Weg in ein selbstbestimmtes, von patriarchalischen Zwängen befreites Leben zu weisen. An Maria Messina kann Neumann somit exemplarisch aufzeigen, daß Autorinnen als Kunstschaffende im gesellschaftlichen Bewußtsein oft nicht in gleichem Maße präsent sind wie männliche Schriftsteller und daß es durch die Marginalisierung ihres Werkes in der Literaturgeschichtsschreibung zu Lücken und Brüchen kommen kann (vgl. auch Kroll: 1995, 38).

„Frauen lesen anders“ – diese These von Ruth Klüger, nach der die durch die unterschiedliche Sozialisation von Männern und Frauen bedingte Andersartigkeit weiblicher Erfahrung („gendered experience“, Kroll: 1995, 35) auch eine Andersartigkeit des Lesens zur Folge hat, ist der Ausgangspunkt des Beitrags von **Andrea Pagni**. Anhand zweier Werke der Weltliteratur – *Madame Bovary* von Gustave Flaubert und *La Regenta* von Leopoldo Alas (Clarín) – zeigt Pagni, daß weibliches Lesen zu einem wesentlichen Interpretationsfaktor von Literatur werden kann – und zwar in doppelter Hinsicht. Zum einen werden in beiden Romanen lesende bzw. schreibende Frauen jeweils aus dem Blickwinkel eines männlichen Autors als defizitär beschrieben, d.h. die Heldinnen werden als in ihren Lebensentwürfen sowie in den ihnen zugebilligten Handlungsräumen eingeschränkt dargestellt, was für das Schicksal der beiden Frauengestalten letztlich ausschlaggebend ist. Zum anderen erweist sich die *gender*-Perspektive aber auch beim Lesen und Rezipieren von Literatur und Kunst als ein wichtiger Faktor. So müssen die Leseerfahrungen, die Frauen bei der Lektüre der beiden Romane haben, aufgrund der eigenen weiblichen Lebenserfahrungen zwangsläufig anders sein als die eines männlichen Lesers, dem es leichter fallen dürfte, sich mit dem männlichen Blick auf die Dinge zu identifizieren.

Thema des Beitrags von **Harald Tanzer** ist die Darstellung des Geschlechterkampfes in den Werken der österreichischen Autorin Elfriede Jelinek. Jelinek reduziert die Protagonisten auf ihr biologisches Geschlecht, und die Geschlechterbeziehung, in der die Frau stets das Opfer brutaler männlicher Sexualität ist, wird als ausweglos und zerstörerisch geschildert. Ihr Ziel, die durch die gegebenen Herrschaftsstrukturen bedingte Gewalt gegenüber Frauen aufzudecken und Sexualität zu enttabuisieren, verfolgt Elfriede Jelinek mit ungewöhnlicher Radikalität in Thematik und sprachlichem Duktus. Die Sprache ist vulgär und obszön, die Schilderung des Geschlechterkampfes grenzt ans Apokalyptische. Indem die männliche Wahrnehmung der Dinge, die in jeder Hinsicht dominant ist, den Lesern aber durch eine weibliche Erzählerin vermittelt wird, wird die Kategorie *gender* nach Harald Tanzer entscheidend für die poetische Konstitution des Textes.

Die Beiträge zur **Sprachwissenschaft** behandeln das Thema „Sprache und Geschlecht“ aus zwei unterschiedlichen Perspektiven, die jeweils einer der bei-

den für diesen Kontext relevanten Fragestellungen entsprechen. Während es in Elmar Schafroths Beitrag um die Frage geht „Wie behandelt ‚die Sprache‘ – als System oder Struktur – die Geschlechter?“, kreisen die soziolinguistisch orientierten Beiträge von Roswitha Fischer und Christiane Thim-Mabrey um das Problem „Wie behandeln die Geschlechter die Sprache?“ (vgl. Bierbach/Ellrich: 1990).⁴ Zum einen geht es also um Asymmetrien im Sprachsystem, wie sie z.B. im Zusammenhang mit dem generischen Maskulinum oder den weiblichen Berufs- und Funktionsbezeichnungen beobachtet werden können, zum anderen um das unterschiedliche Sprachverhalten von Männern und Frauen bzw. um geschlechtstypische Gesprächsstile. Während es sich die feministische Sprachwissenschaft in ihren Anfängen zur Aufgabe machte, Sexismus in der Sprache sichtbar zu machen und diese Art von Gewalt durch Sprache z.B. durch Vorschläge für „politisch korrekte“ Sprache zu bekämpfen, hatte zunächst weder die Soziolinguistik noch die Gesprächs- bzw. Konversationsanalyse eine eindeutig feministische Ausrichtung. Erst in neuerer Zeit nimmt sich die feministische Sprachkritik diesem Bereich zunehmend an, indem sie auf geschlechtsspezifische Asymmetrien in der Sprachverwendung aufmerksam macht und nach deren Gründen fragt. *Gender* wird, so lautet eine der zentralen Thesen, kommunikativ inszeniert (*doing gender*), d.h. daß Männer in Gesprächen versuchen, durch dominanten Interaktionsstil ihren Status zu wahren und ihre Männlichkeit zu beweisen, daß Frauen hingegen aufgrund ihres stärker kooperativen, personenorientierten Gesprächsstils in gemischtgeschlechtlichen Gesprächsrunden oft unterlegen sind. Durch die Arbeiten von Deborah Tannen (1991) hat die „Theorie der zwei Kulturen“, der zufolge Männer und Frauen aufgrund ihrer unterschiedlichen Sozialisation unterschiedlich sprechen, einen gewissen Bekanntheitsgrad erlangt (vgl. Samel: 1995, 157ff.). Zwar wird die Theorie eines stabilen „genderlect“ heute weitgehend abgelehnt (vgl. Samel: 1995, 160), unumstritten ist jedoch, daß Männer und Frauen hinsichtlich ihrer Sprachverhaltensmuster und ihres Gesprächsstils divergieren.⁵

Ausgehend von der Frage „Ist Standardsprache Frauensache?“ stellt **Roswitha Fischer** in ihrem Beitrag vier soziolinguistische Beiträge vor, in denen es um die geschlechtstypisch unterschiedliche Verwendung von Standardsprache und nicht-standardsprachlichen Varietäten in England und den USA geht. In den von Fischer herangezogenen, überwiegend aus den 70er Jahren stammenden Studien von Peter Trudgill, Jenny Cheshire, Lesley und James Milroy und

⁴ Eine sehr informative Übersicht über das Thema „Sprache und Geschlecht“ liefert das Buch *Einführung in die feministische Sprachwissenschaft* von Ingrid Samel (1995) sowie der Beitrag von Hadumod Bußmann „Das Genus, die Grammatik und – der Mensch: Geschlechterdifferenz in der Sprachwissenschaft“, in: Hof/Bußmann (Hrsg.) (1995, 114-160).

⁵ Vgl. dazu etwa Gräßel (1991) und Günthner/Kotthoff (Hrsg.) (1992) sowie den Überblick in Samel (1995, 145ff.).

William Labov werden Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Sprachverhalten hinsichtlich des Gebrauchs der Standardsprache analysiert, wobei die sprachlichen Daten – es handelt sich meist um lautliche Variablen – jeweils mit bestimmten sozioökonomischen Bedingungen korreliert werden. Aus den Untersuchungen geht hervor, daß Frauen offensichtlich dazu tendieren, standardsprachliche Formen häufiger zu verwenden als Männer, wenngleich, und darauf weist Fischer mit Recht hin, vor Pauschalierungen gewarnt werden muß. Es ist sicherlich nicht von der Hand zu weisen, daß Frauen aufgrund verschiedener Faktoren – genannt werden hier u.a. die im Vergleich zu den Männern offeneren sozialen Netzwerke von Frauen und ihre Sorge um Staterhalt/-gewinn bzw. um *face*-Bewahrung – eher zum Gebrauch der prestigereicheren Formen neigen und daß für Männer der Gebrauch des Substandards Gruppenzugehörigkeit signalisieren und Ausdruck für *covert prestige* sein kann. Es ist jedoch zu vermuten, daß die gesellschaftlichen Umstrukturierungen in den 80er und 90er Jahren des 20. Jhs. auch Auswirkungen auf den geschlechtsspezifischen Sprachgebrauch gehabt haben und gewisse Sprachverhaltensmuster heute differenzierter beobachtet und beschrieben werden müssen.

Elmar Schafroths Beitrag ist der Feminisierung der Berufsbezeichnungen in verschiedenen frankophonen Ländern gewidmet. In einem ersten Schritt werden aus sprachinterner Perspektive die verschiedenen Feminisierungsmuster, die das Französische bereitstellt, untersucht; in einem zweiten Schritt analysiert Schafroth den sprachgesetzgeberischen Kontext in Frankreich, Québec, Belgien und der französischsprachigen Schweiz und fragt nach der Umsetzung der jeweiligen sprachpolitischen Maßnahmen. Schafroth zeigt auf, daß es innerhalb der Frankophonie deutliche Unterschiede in der Einstellung zum Problem und zur Notwendigkeit der Feminisierung gibt: Während Kanada unter dem Einfluß des nordamerikanischen Feminismus die Feminisierung wesentlich früher und radikaler vollzogen hat, gab es diesbezüglich in Frankreich bis in die 90er Jahre des 20. Jhs. vor allem von Seiten der *Académie Française* erhebliche Reserven. Erst seit die Regierung Jospin 1999 einen neuen *Guide d'aide à la féminisation* herausgegeben hat, deutet sich in Frankreich die Überwindung der normativ-puristischen Haltung an, was letztlich auch auf eine veränderte Einstellung Frankreichs zur Sprachpolitik seiner frankophonen Partner hindeutet. Das Beispiel der Feminisierung der Berufsbezeichnung in den frankophonen Ländern illustriert somit in eindrucksvoller Weise, inwieweit ein tiefgreifender gesellschaftlicher Wandel – die Emanzipation der Frauen in der westlichen Welt – auch die Sprache(n) verändern kann, denn letztlich ist durch die feministische Sprachpolitik ein Sprachwandelprozess ausgelöst worden, der keineswegs auf die Frankophonie beschränkt ist.

Christiane Thim-Mabrey untersucht in ihrem Beitrag eine besondere Gattung der Ratgeberliteratur, und zwar Rhetoriken, genauer gesagt Rhetoriken für Frauen. Vor dem Hintergrund der Frage, was diese Art der Rhetoriken von den

„Rhetoriken für jedenmann“ unterscheidet, erstellt sie zunächst – ausgehend von einigen repräsentativen Rhetoriken für Frauen ein Panorama von gemeinhin als „typisch weiblich“ angesehenen rhetorischen Stärken und Schwächen von Frauen, das sie in einem zweiten Schritt aus sprachwissenschaftlicher Perspektive kommentiert. Thim-Mabrey kommt zu dem Ergebnis, daß die Sprachratgeber eine bislang zu Unrecht wenig beachtete Form der „Volkslinguistik“ darstellen, die wichtige Aufschlüsse über Geschmacks- und Verhaltensstandards sowie alltägliche Kommunikationsprobleme zwischen Männern und Frauen geben.

III

Gender, Genre und Geschlecht – die in diesem Band zusammengefaßten Beiträge zeigen, in welcher vielfältiger Weise die Spannungen, die sich zwischen natürlichem Geschlecht (lat. *SEXUS*, engl. *sex*, fr. *sexe*), grammatischem Geschlecht (lat. *GENUS*, engl. *gender*, fr. *genre*)⁶ und sozialem Geschlecht (*gender*) ergeben, in den Sprach- und Literaturwissenschaften thematisiert werden können. Sprache und Literatur sind Spiegelbilder der Normen und Rollenbilder der jeweiligen Gesellschaft und verändern sich analog zu deren soziokulturellem Wandel. Indem die Geschlechterdifferenz zunehmend als wichtiger Parameter innerhalb des mentalitäts- und sozialgeschichtlichen Wandels einer Gesellschaft erkannt wird, gewinnt auch die *gender*-Perspektive in den Philologien an Bedeutung. Dabei müssen die neuen Sichtweisen und Interpretationsansätze keineswegs immer von feministischen Prämissen geprägt sein; Gender Studien sind heute zum „Sammelbegriff für feministische und nichtfeministische Arbeiten in den Kulturwissenschaften geworden, die Geschlechterverhältnisse als kontextabhängige Konstrukte in den verschiedenen Bereichen thematisieren“ (Osinski: 1998, 122). Das heißt, daß es nicht mehr nur um den Entwurf alternativer Weiblichkeitsbilder oder die politisch-ideologisch motivierte Aufdeckung von Unterdrückungsmechanismen in der patriarchalischen Gesellschaft und deren Revision geht – beides Kerngedanken der unterschiedlichen Strömungen innerhalb des Feminismus – sondern allgemeiner um die Lenkung der Aufmerksamkeit auf die soziokulturelle Konstruktion von Sexualität und die kritische Einsicht in die Mechanismen, die der jeweiligen historischen Geschlechterkonstellation zugrunde liegen. Durch diese Akzentverschiebung wird die Geschlechterproblematik in einen umfassenderen kulturwissenschaftlichen Kontext gestellt. Gender Studien stehen von daher im Schnittpunkt mehrerer Disziplinen und setzen in gewisser Weise eine interdisziplinäre Vernetzung voraus. Hier liegt meines Erachtens auch die Chance für diese relativ junge Forschungsrichtung: Indem alle Disziplinen aufgefordert

⁶ Speziell zur Problematik des grammatischen Genus vgl. jetzt den von B. Unterbeck/M. Rissanen/T. Nevalainen/M. Saari herausgegebenen Sammelband *Gender in Grammar and Cognition*, Berlin/ New York 2000.

sind, bestimmte kulturspezifische Wahrnehmungsmuster im Bereich der Geschlechterkonstellationen zu analysieren, um Ungleichheiten und Stereotypen aufzudecken, können die Gender Studien langfristig vielleicht auch zur Überwindung tradierter Geschlechterrollen beitragen.

Literaturverzeichnis

- Bierbach, Christine/Beate Ellrich (1990), „Sprache und Geschlechter / Langue et sexes“, in: Günter Holtus/Michael Metzeltin/Christian Schmitt, *Lexikon der Romanistischen Linguistik*, Vol. V.1, Tübingen, 248-266.
- Braun, Christina von/Inge Stephan (Hrsg.) (2000), *Gender Studien. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar.
- Braun, Christina von/Inge Stephan (2000), „Einleitung“, in: dies. (Hrsg.) (2000), 9-15.
- Bußmann, Hadumod/Renate Hof (Hrsg.) (1995), *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, Stuttgart.
- Butler, Judith P. (1990), *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, New York.
- Gräßel, Ulrike (1991), *Sprachverhalten und Geschlecht. Eine empirische Studie zu geschlechtsspezifischem Sprachverhalten in Fernsehdiskussionen*, Pfaffenweiler.
- Günthner, Susanne/Helga Kothof (Hrsg.) (1992), *Die Geschlechter im Gespräch: Kommunikation in Institutionen*, Stuttgart.
- Kroll, Renate (1995), „Feministische Positionen in der romanistischen Literaturwissenschaft“, in: Renate Kroll/Margarete Zimmermann (Hrsg.) (1995), 26-43.
- Kroll, Renate/Margarete Zimmermann (Hrsg.) (1995), *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik. Theoretische Grundlagen – Forschungsstand – Neuinterpretationen*, Stuttgart/Weimar.
- Kroll, Renate/Margarete Zimmermann (Hrsg.) (1999), *Gender Studies in den romanischen Literaturen: Revisionen, Subversionen*, 2 Bde., Frankfurt a.M.
- Osinski, Jutta (1998), *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft*, Berlin.
- Samel, Ingrid (1995), *Einführung in die feministische Sprachwissenschaft*, Berlin.
- Schabert, Ina (1995), „Gender als Kategorie einer neuen Literaturgeschichtsschreibung“, in: Hadumod Bußmann/Renate Hof (Hrsg.) (1995), 162-204.
- Tannen, Deborah (1991), *Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden*, Hamburg.
- Trömel-Plötz, Senta (1996), „Über dieses Buch“, in: dies. (Hrsg.) (1996), *Frauensprache: Sprache der Verständigung*, Frankfurt a.M., 11-35.
- Unterbeck, Barbara/Matti Rissanen/Terttu Nevalainen/Mirja Saari (Hrsg.) (2000), *Gender in Grammar and Cognition*, Vol. I *Approaches to Gender* (Hrsg. B. Unterbeck); Vol. II *Manifestations of Gender* (Hrsg. M. Rissanen, T. Nevalainen, M. Saari), Berlin/New York.
- Vinken, Barbara (1995), „Differenz-Forschung“, in: Renate Kroll/Margarete Zimmermann (Hrsg.) (1995), 66-73.
- Zimmermann, Margarete (1995), „Feminismus und Feminismen. Plädoyer für die Historisierung eines umstrittenen Begriffs“, in: Renate Kroll/Margarete Zimmermann (Hrsg.) (1995), 52-63.